

Nils-Frederic Wagner

BLEIBT DIACHROME PERSONALE IDENTITÄT
UNERGRÜNDLICH?
MENSCHLICHE PERSISTENZ, PERSONALE
IDENTITÄT UND DIE EINHEIT DER PERSON

When Thompson hit seventy, he decided to change his lifestyle completely so that he could live longer. He went on a strict diet, he jogged, he swam, and he took sunbaths. In just three months' time, Thompson lost thirty pounds, reduced his waist by six inches, and expanded his chest by five inches. Svelte and tan, he decided to top it all off with a sporty new haircut. Afterward, while stepping out of the barbershop, he was hit by a bus. As he lay dying, he cried out, 'God, how could you do this to me?' And a voice from the heavens responded, 'To tell you the truth, Thompson, I didn't recognize you.'¹

I.

Gegen psychologische Kriterien diachroner personaler Identität sind eine Fülle prominenter Einwände erhoben worden: Teilungs- und Verschmelzungsszenarien, fehlende Transitivität der Identitätsrelation und dergleichen mehr. Als Alternative wurden – wie im Eingangszitat satirisch überspitzt dargestellt – somatische Konzeptionen personaler Identität vorgeschlagen.² Dennoch sind die meisten gegenwärtigen Philosophen sich einig darüber, dass man nicht gänzlich ohne psychologische Kriterien auskommen wird, will man ein kohärentes Bild diachroner personaler Identität zeichnen. Wie psychologische Identitätskriterien im Detail aufzufassen sind, kann an dieser Stelle nicht besprochen werden. Zu diesem Zweck soll es genügen festzuhalten, dass Eric Olson, um dessen Theorie es im Folgenden geht, unter – wie er es nennt – der *Standard View of Personal Identity*, all diejenigen Theorien subsumiert, die nach folgendem Muster funktionieren:

¹ Cathcart und Klein (2007): S. 11.

² Die prominenteste Explikation eines Körperkriteriums findet sich in: Williams (1970). In der aktuellen Debatte spielt der klassische somatische Ansatz allerdings kaum noch eine Rolle.

Wenn eine Person zum Zeitpunkt t_1 *psychologische Kontinuität* mit einer Person zum Zeitpunkt t_2 aufweist, dann handelt es sich um ein und dieselbe Person.

Welche Form und welchen Ursprung diese psychologische Kontinuität haben muss, ist sehr unterschiedlich ausbuchstabiert worden. Die Differenzen innerhalb des Lagers psychologischer Identitätstheorien spielen für Olson allerdings keine allzu große Rolle, weil er sie für grundsätzlich verfehlt hält. Das macht Eric Olson zu einem der vehementesten Kritiker dieses Ansatzes. Er ist nicht nur der Ansicht, dass psychologische Kriterien weder hinreichend noch notwendig zur Bestimmung diachroner personaler Identität sind, sondern er hält sie für gänzlich irrelevant.

My question is one that has received a great deal less attention: whether psychological considerations are at all relevant to *our persistence*. I shall argue that they are not: no sort of psychological continuity, with or without further physical qualifications, is either necessary or sufficient for *us* to persist through time.³

Die dahinterstehende metaphysische Annahme ist in einem strikt biologischen Verständnis menschlicher Existenz begründet, dem ontologischen Materialismus: „[we] are material objects, made up entirely of physical particles.“⁴ Offensichtlich kommt Olsons Projekt psychologische Kriterien personaler Identität zu diskreditieren nicht ohne diese Prämisse aus. Gleichwohl gesteht Olson ein, dass er den rein physikalischen Ursprung menschlicher Existenz zwar nicht für bewiesen hält, ihn aber notwendig voraussetzen muss, um sein Projekt aufrechterhalten zu können. Kritik an dieser empirisch-materialistischen Annahme lasse ich hier bewusst außen vor. Meine Anmerkungen und Einwände rekurrieren demnach nicht auf die prinzipielle Möglichkeit, dass unser Bewusstsein im Sinne einer Emergenz nicht hinreichend durch die Summe neuronaler Prozesse im Gehirn erklärt werden kann. Im Rahmen dieses Beitrags möchte ich Olsons These folgen und diese kritische Stelle ausklammern. Stattdessen fokussiere ich mich zunächst auf folgende Frage:

³ Olson (1997a): S. 4. Meine Hervorhebung. Was genau unter *our persistence* zu verstehen ist, wird hier noch nicht expliziert, scheint aber von entscheidender Bedeutung zu sein.

⁴ Ebd. S. 4.

II.

Sind wir wesentlich *Personen* oder *Human Animals*? Anders formuliert: Kann man Olson folgen und unser Fortbestehen erklären, ohne psychologischen Merkmalen eine entscheidende Bedeutung beizumessen, unabhängig davon welchen Ursprung sie haben, im Sinne praktischer Überlegungen menschlicher Persistenz?⁵ Wichtig in diesem Zusammenhang ist es festzuhalten, dass Olsons biologisches Kriterium deutlich von den klassischen somatischen Ansätzen zu unterscheiden ist. Ihm geht es nicht um die Identität des Körpers, (für ein solches Kriterium zu argumentieren erscheint ohnehin kaum erfolgversprechend) sondern um die Persistenz des Organismus. Körperkriterien lehnt Olson ab, weil er bei ihnen einen impliziten Substanzdualismus diagnostiziert⁶ und weil er keine Möglichkeit einer konsistenten Formulierung solcher Kriterien sieht.

Olson geht nun folgenden Weg: zunächst zeigt er auf, dass es einen essentiellen Unterschied zwischen dem Human Animal und der Person gibt, um deren zukünftige oder vergangene Existenz wir uns seiner Ansicht nach irrationaler Weise sorgen. Hierzu bemüht er folgende Gedankenexperimente:

(1) Wenn unsere psychologischen Kapazitäten durch einen Hirnschaden zerstört werden, die Funktionen des vegetativen Nervensystems unseren Körper aber weiterhin am Leben erhalten, dann wäre das, dem psychologischen Identitätskriterium folgend, das Ende unserer personalen Identität; das Ende unserer Existenz. Nicht aber würde dies das Ende der Existenz des Human Animals bedeuten: „»Your« human animal – the one you point out to when you point to yourself – continues to live and breathe; it simply loses its psychological features.”⁷ Die Existenz des Human Animals kann demnach unter Umständen von der Existenz der Person divergieren, was *de facto* auch nicht selten vorkommt. Olson selbst verwendet hier noch nicht den Begriff *Person*, sondern benutzt Personalpronomina „*your human animal*; *you could not be the animal*“, die darauf schließen lassen, dass von zwei verschiedenen Entitäten gesprochen wird. Offenbar – und darin liegt ein wesentlicher Teil der Dis-

⁵ Unter „praktischen Überlegungen menschlicher Persistenz“ verstehe ich alle *realen* Situationen außerhalb Szenarien kontrafaktischer Gedankenexperimente.

⁶ Olson selbst formuliert seine Kritik an somatischen Kriterien nicht explizit als Dualismusvorwurf, kann aber in dieser Weise verstanden werden. Er bezweifelt vor allem, dass es eine plausible Möglichkeit gibt Körperkriterien zu explizieren. Hierzu: Olson (2007). Eine Analyse der Olson zugeschriebenen Dualismusvorwürfe gegen das Körperkriterium findet sich in: Meincke (2010).

⁷ Olson (1997a): S. 4.

krepanz zwischen psychologischen und biologischen Identitätstheorien – knüpfen die meisten psychologischen Theorien unsere diachrone Existenz an den *Personenstatus*. Ohne an dieser Stelle zu tief in die Diskussion darüber einsteigen zu können, was den Personenstatus ausmacht, besteht weitgehend Konsens darüber, dass er an bestimmte genuin menschliche Eigenschaften, wie Bewusstsein, Vernunft, Selbstbewusstsein, Kommunikation, die Fähigkeit andere Personen als solche zu erkennen,⁸ (intentionales) Handeln, gebunden ist. Denken, Sprechen und Handeln sind demnach die zentralen Prädikate für die Explikation des Personseins.⁹ Eine Person verfügt im Gegensatz zu einem menschlichen Organismus über eine *Erste-Person-Perspektive*,¹⁰ die sie dazu befähigt, sich auf sich selbst zu beziehen, d. h. sich selbst als denkendes, sprechendes und handelndes Subjekt zu erkennen.

Mit der angesprochenen Divergenz zwischen Person und menschlichem Organismus ist eine wichtige begriffslogische Frage verbunden: Der Personenbegriff wird als ein eigenschaftsabhängiges *Phasensortal* gebraucht und nicht als eine irreversible, temporal uneingeschränkte kategoriale Einordnung des Individuums.¹¹ Der Begriff Person wird also nicht im Sinne einer natürlichen Substanz verstanden, sondern als eine akzidentelle, nicht fundamentale ontologische Aussage.¹² Person ist in diesem Sinne als lebensweltlich dynamischer Begriff zu verstehen, der notwendig mit der sozialen Verortung des Individuums und deren Handlungen und Interaktionen verknüpft ist, und nicht als metaphysisches Identitätskriterium. Der menschliche Organismus hingegen wird als *grundlegendes Sortal* verstanden, weswegen er sich als Kriterium numerischer Identität weitaus besser eignet.

(2) Als zweites Gedankenexperiment führt Olson das von vielen Autoren zur Plausibilisierung psychologischer Identitätskriterien eingesetzte *Gehirntransplantationsszenario*¹³ an. Bisher dazu verwendet, um zu zeigen, dass unsere Intuitionen in einem Szenario, in dem ein Gehirn von einem Körper in einen anderen Körper transplantiert wird, bei den meisten Menschen dazu tendieren, dass unsere Identität der psychologischen

⁸ Prechtl und Burkard (2008): S. 445. Prominent hierzu: Dennett (2007).

⁹ Ein Beitrag zur Konstitution von Identität anhand praktischer Überlegungen des Personseins findet sich in: Steinfath (2001).

¹⁰ Vgl. Baker (2000).

¹¹ Vgl. Teichert (1999): S. 271.

¹² Vgl. Schlegel (2007): S. 283.

¹³ Vertraut ist uns diese Idee seit John Locke die Seele eines Prinzen in den Körper eines Schusters einziehen lässt. Vgl. Locke (1689).

Kontinuität, also dem transplantierten Gehirn und nicht dem zurückgebliebenen Körper, folgt, hält Olson eine andere Interpretation für entscheidend. Der metaphysische Gehalt in diesem Gedankenexperiment liegt für Olson nämlich vielmehr in der Konsequenz, dass *unser* Human Animal von uns getrennt werden *kann*. Es wird ihm zufolge nicht ein Human Animal von einem Kopf in einen anderen transplantiert, sondern ein Organ von einem Human Animal zum anderen. Dem psychologischen Ansatz zufolge, bleibt unser Human Animal im gehirnlosen Körper zurück und *wir* folgen der im Gehirn beheimateten psychologischen Kontinuität. Dem biologischen Verständnis Olsons zufolge verhält es sich jedoch genau umgekehrt: *Wir* bleiben als Human Animal im gehirnlosen Körper zurück und folgen nicht unserem psychologischen Innenleben.

Es bleibt an dieser Stelle als Zwischenbilanz zunächst festzuhalten, dass es einen signifikanten Unterschied zwischen dem Human Animal und der Person gibt, die *zusammen* unsere menschliche Existenz ausmachen. Losgelöst von Olsons Terminologie wird diese Dichotomie in dem Gegensatzpaar *Personale Identität versus Menschliche/Biologische Persistenz* zu greifen versucht und bezieht sich auf die folgenden identitätstheoretisch zu unterscheidenden Fragen:

Nach personaler Identität wird gefragt, wenn geklärt werden soll: Unter welchen Umständen ist eine Person zum Zeitpunkt t_1 identisch mit einer Person zum Zeitpunkt t_2 ?

Nach menschlicher Persistenz wird gefragt, wenn geklärt werden soll: Unter welchen Umständen ist ein Mensch zum Zeitpunkt t_1 mit einem Menschen zum Zeitpunkt t_2 identisch.

Dass diese Fragen nicht notwendig zusammenfallen, lässt sich aus Olsons Ausführungen ableiten, auch wenn er selbst diese Konsequenz nicht intendiert, was ich in IV. noch einmal aufgreife.

Bis hierher leistet Olsons Theorie noch nicht viel mehr, als den psychologischen Ansatz zu negieren und das entsprechende Gegenteil zu behaupten. Die philosophische Arbeit besteht nun darin seiner Argumentation Gewicht zu verleihen und sie entsprechend substantiell auszufüllen.

III.

Um seine biologisch-animalistische Theorie zu plausibilisieren führt Olson einen weiteren Punkt an, der illustrieren soll, wieso psychologische Identitätskriterien zu kurz greifen und unsere Persistenz nicht vollständig

erklären können. In seinem Aufsatz *Was I ever a Fetus?*¹⁴ verweist Olson darauf, dass ein Fötus keine psychologischen Merkmale besitzt und sich trotzdem ein Mensch daraus entwickelt:

The fetus has no psychology at all; and my current psychology could not be continuous in a way with that of a being with no psychology. There is no more psychological continuity between me as I am now and any early fetus than there would be between you as you are now and a human vegetable, or between you and the being who would stay behind with an empty head if your cerebrum were transplanted. In all three cases there is complete psychological discontinuity.¹⁵

Olson stützt sein Argument auf medizinische Forschungen, die gezeigt haben, dass ein Fötus bis zum sechsten Monat keine psychologischen Merkmale ausgebildet hat. Zwischen einem Fötus bis zum sechsten Monat und einer später existierenden Person *kann* demnach aufgrund neurophysiologischer Gegebenheiten keinerlei psychologische Kontinuität bestehen. Solange im Fötus keine Gehirnfunktionen (Synapsenverknüpfungen uvm.) entwickelt wurden, die psychologische Merkmale erst möglich machen, unterscheidet sich ein Fötus nicht vom im Gedankenexperiment (1) angesprochenen Fall eines Hirntoten.¹⁶ Auf einen elementaren Unterschied weist Olson allerdings selbst hin: Ein Fötus *entwickelt* bei physiologischer Entwicklung im Laufe seiner Genese diese psychologischen Fähigkeiten; im Gegensatz zu einem Hirntoten, bei dem die Fähigkeiten für immer verloren sind. Trotz dieses Unterschiedes müssen wir der *Standard View* folgend, sowohl für einen Hirntoten als auch für einen Fötus feststellen, dass wir in beiden Fällen nicht mehr mit der zuvor existierenden (bzw. nicht mit der sich wahrscheinlich noch entwickelnden) Person identisch sind.

So it follows from the Standard View that I could no more have been a five-month-old fetus than you could one day be a human vegetable. Nothing could be a five-month-old fetus at one time and a person later on. No person was ever a fetus, and no fetus ever comes to be a person.¹⁷

¹⁴ Olson (1997b): S. 95-110.

¹⁵ Ebd. S. 98.

¹⁶ Die möglicherweise entstehenden Schwierigkeiten, die sich aus den implizit vorausgesetzten empirischen Annahmen dieses Arguments ergeben, möchte ich in diesem Rahmen außen vor lassen.

¹⁷ Ebd. S. 99.

Die skizzierte Argumentation Olsons soll zeigen, dass psychologische Identitätskriterien auf einer falschen Annahme beruhen, weil das identitätskonstituierende Kriterium der psychologischen Kontinuität nicht kohärent mit der empirischen Realität der biologischen Entwicklung des Menschen in Einklang zu bringen ist. Im Folgenden habe ich versucht Olsons Argumentationsaufbau zusammenzufassen:

- (1) Standard View: Identität besteht im Vorhandensein psychologischer Kontinuität einer Person zu verschiedenen Zeitpunkten.
- (2) Empirische Tatsache: Personen entstehen aus Föten.
- (3) Empirische Tatsache: Föten haben keinerlei psychologische Merkmale.

Also

- (4) Personen verbindet keine psychologische Kontinuität mit Föten.

Folglich

- (5) Personen waren nie Föten und vice versa werden Föten nie zu Personen.

Olson macht auf das Problem aufmerksam, dass psychologische Identitätskriterien haben, weil deren Argumentation die widersprüchliche Inferenz von (2) auf (5) *implicita* voraussetzen. Die empirische Tatsache, dass sich Personen biologisch aus Föten entwickeln, die keinerlei psychologische Merkmale aufweisen, läuft auf den Schluss hinaus, dass niemand durch psychologische Kontinuität mit einem Fötus verbunden sein kann und demnach – psychologischen Kriterien folgend – auch keine Identitätsrelation zu ihm aufweist. Psychologische Kontinuität kann, so folgert Olson, unsere diachrone personale Identität nicht plausibel erklären. Stattdessen müssen wir laut Olson konstatieren: Wir sind *Human Animals*, die – wie andere Organismen auch – nicht durch psychologische Kontinuität weiterexistieren, sondern *ausschließlich* durch biologische Persistenz des Körpers. Er integriert das Fötus-Problem wie folgt in seine biologisch-naturalistische Identitätstheorie:

Each human animal starts out as an unthinking embryo, and could survive the destruction of its cerebrum in a vegetative state. The lack of psychological continuity in these cases does not prevent the animal from persisting. [...] A human animal persists not by virtue of any psychological rela-

tion, but by virtue of some sort of physical or biological continuity that does not require anything psychological.¹⁸

Gezeigt hat Olson, dass die Persistenzbedingungen des Human Animals andere sind, als diejenigen der Person. Das Human Animal und die Person sind also nicht numerisch identisch. Olson weist auf die Problematik hin, dass der einzige Unterschied zwischen dem Human Animal und der Person ein *dispositionaler* ist. D. h., obwohl unser Körper und unser Gehirn seiner materialistischen Annahme zufolge denselben physikalischen Ursprung haben, bzw. physikalisch voneinander ununterscheidbar sind, scheinen die beiden Entitäten offenbar unterschiedliche Persistenzbedingungen zu haben, was er für wenig überzeugend hält.¹⁹

Zu klären bleibt meines Erachtens jedoch die Frage, ob Olsons Analyse mehr leisten kann, als auf den zweifellos wichtigen Unterschied zwischen biologischer Persistenz und personaler Identität hinzuweisen, bzw. ob sie gar dem Fehler unterliegt, diesen Unterschied zu missachten. Olsons Anspruch ist es, eine Theorie zu entwickeln, die personale Identität erklärt – das belegt schon der Untertitel seines Buches *The Human Animal – Personal Identity Without Psychology* – ihm geht es also nicht *nur* um menschliche Persistenz. Mit dem so formulierten Anspruch muss Olson dann allerdings zeigen, warum unser Human Animal und nicht unser *Personsein* diejenige Entität ist, auf die wir in Persistenzfragen rekurren sollten.

IV.

Sind wir Human Animals? Will Olson über die bisher rein destruktive Argumentation hinauskommen, dass psychologische Kriterien personaler Identität nicht überzeugen können, dann muss er vor allem zeigen, dass wir *tatsächlich* und in fundamentaler Weise Human Animals und keine Personen²⁰ sind, denn nur dann würde es zum von Olson beabsichtigten Kollaps des Modells psychologischer Identitätskriterien kommen. Um diesem Gedanken Plausibilität zu verleihen, muss Olson außerdem überzeugend dar-

¹⁸ Ebd. S. 106.

¹⁹ Vgl. Olson (1997a): S. 99f.

²⁰ Mit der Formulierung, wer wir in „fundamentaler Weise“ sind, ist gemeint, worauf es uns in Sorge um zukünftige Weltzustände tatsächlich ankommt. D. h., ob wir schlicht dem Fortbestand unseres Organismus, oder vor allem dem unserer mentalen Kapazitäten, in denen die Fähigkeit Person zu sein begründet ist (die natürlich mit dem Organismus verbunden ist), entscheidende Bedeutung beimessen.

legen, warum für die Persistenz von Human Animals keinerlei psychologische Relation notwendig und erst recht nicht hinreichend ist.

Die eingangs erwähnte erkenntnistheoretische Grundlage, auf die sich Olson stützt, ist der Materialismus. Aus dieser grundlegenden Annahme leitet Olson seine Hypothese ab, dass wir *zwangsläufig* Human Animals sind:

[...] once it is conceded that we are material beings of some sort, it seems quite obvious what sort of material beings we are: we are living animals. To be specific, our opposable thumbs, forward-facing eyes, and evolutionary history make it clear that we are primates, along with apes, monkeys, and lemurs. Any materialist could easily persuade himself that he is an animal by examining himself in a mirror [...].²¹

Wir können uns – so Olson – also selbst davon überzeugen, dass wir *living animals* sind, indem wir qua unseres Erkenntnisapparates gleichsam *unmittelbar* zu dieser Überzeugung gelangen. Wenn ein Human Animal, wie Olson es postuliert, allerdings über keinerlei psychologische Fähigkeiten verfügt, demnach auch kein selbstreferentielles Bewusstsein besitzt, dass die Eindrücke des Erkenntnisapparates auf sich selbst beziehen kann, muss es dann nicht derjenige Teil von uns sein, den wir als Person ausmachen, der uns von unserer Existenz als Animal überzeugen soll? Olsons These erscheint mehr als Kunstgriff denn als überzeugendes Argument, denn wie sollen wir uns mit Hilfe unserer Fähigkeiten des Personseins davon überzeugen, dass wir in fundamentaler Weise *keine* Personen sind?

Ein essentieller Teil von Olsons Argumentation, warum wir in fundamentaler Weise Human Animals sind, ist die These, dass der Materialismus und die verschiedenen Persistenzbedingungen von Mensch und Person sich mit keiner vernünftigen Darstellung davon in Einklang bringen lassen, was den Personenstatus ausmacht. Ausgehend von der zuvor erwähnten freilich unscharfen Definition, dass eine Person durch ihre Rationalität, ihr Selbstbewusstsein und die sich daraus ergebende Erste-Person-Perspektive konstituiert wird, fügt er eine für seine Argumentationskette wichtige Annahme hinzu: Die psychologischen Merkmale, die den Personenstatus ausmachen sind *nicht-relationale Eigenschaften (non-relational properties)*.²² D. h. es kommt uns nicht darauf an, ob diese Eigenschaften auf eine bestimmte Weise entstanden sind bzw. wir ihre Ge-

²¹ Ebd. S. 95.

²² Vgl. ebd. S. 104.

nese überhaupt rekonstruieren können, sondern es kommt uns ausschließlich darauf an, dass diese Eigenschaften überhaupt vorhanden sind, wollen wir bestimmen ob eine Entität Person ist oder nicht. Olson führt diesen Punkt an, um sein Gedankenexperiment der Duplikation zu plausibilisieren: Wenn eine Maschine den exakten atomaren Aufbau der Körperzellen eines Menschen duplizieren könnte, dann wäre das Ergebnis ebenso eine Person wie ein *normaler* Mensch, weil sie über die gleichen nicht-relationalen Eigenschaften verfügt wie die Ursprungsperson, unabhängig davon, dass die personenkonstituierenden Eigenschaften einen anderen Ursprung haben, sie gleichsam nicht *natürlich* entstanden sind.

By now it will be evident that there is serious tension between the Psychological Approach and the Lockean Account of personhood. Whereas the Lockean Account tells us that any being with the right psychological features is a person, the Psychological Approach tells us that only those beings that have both the right psychological features *and* the right persistence conditions are people. On the Psychological Approach, a rational, conscious being with the wrong persistence conditions would not be a person. But if you and I are not animals, there would seem to be plenty of beings with the right psychological features to be people but the wrong persistence conditions, namely human animals.²³

Olson macht an dieser Stelle einen seltsamen Sprung in seiner Argumentation, der meines Erachtens die Konsistenz der Theorie gefährdet: Human Animals erfüllen die o. g. Anforderungen an den Personenstatus, denn in ihrer *normalen* Existenzform, also außerhalb eines vegetativen Status oder einer anders verursachten Abwesenheit psychologischer Merkmale, verfügen sie über die nicht-relationalen Eigenschaften Rationalität und Selbstbewusstsein, welche den Personenstatus ausmachen. Psychologische Kriterien personaler Identität erfüllen Human Animals aber dennoch nicht, weil sie ohne jede Form psychologischer Kontinuität z. B. in einem vegetativen Status weiterexistieren.

Zunächst einmal ist nicht klar, wieso Human Animals nun scheinbar doch über psychologische Merkmale verfügen, diese aber als nicht entscheidend für ihre Weiterexistenz definiert werden. Olson versucht diesen Widerspruch dadurch aufzulösen, dass er einräumt, der scheinbare Unterschied zwischen Personen und Human Animals sei nur ein begrifflicher; in Wirklichkeit sind die Prädikate Personsein und Menschsein nur ver-

²³Ebd. S. 106.

schiedene Eigenschaften ein und derselben Entität.²⁴ Olson scheint also zu konstatieren, dass Human Animals, wenn sie mit der Person koexistieren, über psychologische Merkmale verfügen, diese zu verlieren ihre Persistenz aber nicht gefährdet. Die psychologischen Merkmale sind demnach nur eine Art *Bonus*, der jedoch keine identitätskonstituierende Relevanz hat. Olson weicht hier den zuvor von ihm selbst – wenn auch nur implizit – etablierten Unterschied zwischen Personen und Human Animals wieder auf, um auf diesem Umweg zu argumentieren, dass Human Animals zwar über personenkonstituierende Eigenschaften verfügen, aber andere Persistenzbedingungen haben und insofern der psychologische Ansatz personaler Identität entweder falsch sein muss, oder nur auf bestimmte Arten von Personensortalen zutrifft und somit nicht die beabsichtigte fundamentale Antwort auf die Frage nach numerischer Identität über die Zeit geben kann.

V.

Praktische Identität und die Einheit der Person. Was kann die Auseinandersetzung mit Olson zum viel traktierten Themenkomplex diachroner personaler Identität beitragen?

Zunächst wird ersichtlich, dass zwischen zwei fundamental verschiedenen Fragen unterschieden werden muss: (1) Was ist für ein vergangenes oder zukünftiges *menschliches Wesen* notwendig, damit es ich ist? (2) Was ist für eine vergangene oder zukünftige *Person* notwendig, damit sie ich ist? Diese ontologisch zweifellos wichtige Feststellung, dass personale Identität und menschliche Persistenz keineswegs immer zusammenfallen, lässt sich anhand von Olson gut illustrieren, auch wenn er selbst implizita diese Dichotomie – wie zuvor erwähnt – teilweise wieder aufweicht. Zugleich deuten die von Olson herausgearbeiteten Schwierigkeiten, die offenbar sowohl psychologische als auch biologische Kriterien diachroner personaler Identität betreffen darauf hin, dass eine zufriedenstellende Beantwortung der Frage nach personaler Identität über die Zeit jedenfalls in metaphysischer Hinsicht nicht erfolgversprechend ist. Kriterien personaler Identität können demnach keine metaphysische Aussage zu numerischer Identität von Menschen treffen, sondern nur erklären wie

²⁴In Olsons Publikationen findet sich keine Explizierung dieser These. In persönlicher E-mailkorrespondenz beschreibt er die These wie folgt: „Being a human animal and being a person are different properties. But the same things have both properties. The relation between the animal and the person is like the relation between the person and the student: they are different properties, but the same things have both (at least all students are people, even if not all people are students).”

Personen fortbestehen. Also nur Frage (2) beantworten. Numerische Identität von Menschen ist nur im Sinne einer biologischen Persistenztheorie zu erklären. Biologische Persistenz ist aber nicht das Kriterium, um das wir uns *tatsächlich* sorgen, wenn wir über unser Fortbestehen nachdenken. Wenn wir uns fragen, warum bin *ich* es, der morgen früh aufwacht, dann geben wir uns nicht damit zufrieden, dass es sich um ein und denselben biologischen Organismus handelt, der da aufwacht. Es geht uns in fundamentaler Weise vor allem darum, dass unsere personenkonstituierenden Merkmale, insbesondere unsere Erste-Person-Perspektive diachron erhalten bleibt und jene ist durch die Persistenz des Organismus nicht notwendig garantiert, auch wenn sie ihr biologisches Fundament im Organismus hat und insofern kausal mit ihr verbunden ist. Es geht uns also nicht *wirklich* um (1) die Frage unter welchen Umständen ein Mensch qua biologisches Wesen persistiert, sondern (2) darum unter welchen Umständen eine Person persistiert. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass mit der Unterscheidung der Fragen (1) und (2) nicht in Zweifel gezogen werden soll, dass unsere personenkonstituierenden Merkmale ein biologisches Fundament haben, sondern es soll nur konstatiert werden, dass personale Identität sich nicht erschöpfend durch biologische Persistenz erklären lässt.

Die mehr als dreihundertjährige Diskussion verschiedener Identitätskriterien hat zwar eine Vielzahl unterschiedlicher Aspekte beleuchtet, konnte aber letztlich nicht zu einem kohärenten Bild numerischer Identität von Personen über die Zeit führen. Die lange Tradition philosophischer Überlegungen zu personaler Identität hat der Diskussion nichts von ihrem schillernden Charakter genommen. Vielleicht ist dieses Unterfangen auch zu ambitioniert und man hat guten Grund dazu, dieser Frage gegenüber indifferent zu bleiben. Bisher gibt es keine konsistente Theorie, die alle gedankenexperimentellen Eventualitäten plausibel erklären und argumentativ miteinander in Einklang bringen kann. Es besteht also berechtigter Zweifel daran, ob die Philosophie mit ihren Mitteln in der Lage ist, das Gesuchte zu finden und näher zu bestimmen.

PRAKTISCHE IDENTITÄT

Ein weniger ambitioniertes, aber deswegen nicht minder relevantes Unterfangen scheint es zu sein, den Fokus von metaphysischen Kriterien darauf zu verlegen, was uns in *praktischen Überlegungen* menschlicher Existenz wichtig ist. In diesem Sinne hat Marya Schechtman in ihrem Buch *The Constitution of Selves* eine Differenzierung innerhalb Fragen personaler Identität vorgenommen, die Analogien zur Unterscheidung zwischen menschlicher Persistenz und personaler Identität aufweist. Sie

etabliert den Unterschied zwischen Kriterien, die zur *reidentification* dienen und solchen, die zur *characterization* dienen.

Most modern personal identity theorists, I charge, conflate two significantly different questions, which I call the reidentification question and the characterization question. The former is the question of what makes a person at time t_2 the same person as a person at time t_1 ; the latter the question of beliefs, values, desires, and other psychological features make someone the person she is. The reidentification question thus concerns the logical relation of identity, whereas the characterization question concerns identity in the sense of what is generally called, following Erikson, an "identity crisis."²⁵

In der Debatte um diachrone personale Identität, die in der Analytischen Philosophie geführt wird, geht es mit Schechtmans Vokabular gesprochen darum *reidentification*-Kriterien zu entwickeln. Kriterien also, die eine formale Bestimmung von Identitätsrelationen ermöglichen und in diesem Sinne zur *Re-Identifikation* von Personen in der Zeit dienen. Die Frage nach der Charakterisierung von Personen berührt jedoch ein anderes Problemfeld: Identität in diesem sozialwissenschaftlichen Verständnis besteht in einem über allgemeine evaluative und normative Inhalte bestimmtes Selbstverständnis des Individuums, welches sich im Lebenszyklus erst entwickeln muss und einem entsprechend dynamischen Veränderungsprozess unterliegt.

Ein zentrales Versäumnis bei dem Versuch formale Identitätskriterien zu bestimmen besteht nach Schechtman vor allem darin, dass die zentrale Rolle praktischer Wichtigkeit, die personaler Identität zugeschrieben wird, sich gerade nicht auf reidentification, sondern auf characterization bezieht. In praktischen Fragen personaler Identität berufen wir uns, so Schechtman, vor allem auf die vier grundlegenden Eigenschaften personaler Existenz: „survival, moral responsibility, self-interested concern, and compensation.“²⁶ Diese Eigenschaften werden aber allzu häufig als Prüfstein für unsere Intuitionen gegenüber Kriterien zur Reidentifikation herangezogen, obwohl sie sich zunächst einmal nur auf die individuelle Ausbildung einer Persönlichkeit beziehen und eine Person somit zwar charakterisieren, nicht aber notwendig reidentifizieren können.

Eine Orientierung an praktischen Fragen kann und sollte demnach nicht zum Ziel haben formale Reidentifikationskriterien zu entwickeln

²⁵ Schechtman (1996): S. 1f.

²⁶ Ebd. S. 2.

und muss sich auch nicht an deren Maßstäben messen lassen. Die metaphysische Trennung zwischen Person und Körper/Organismus wird dadurch auch in praktischen Fragen zwar keinesfalls obsolet, sondern betont vielmehr die Interdependenz beider Persistenzformen ohne ihren Unterschied aus den Augen zu verlieren.

Schechtman schlägt als characterization Kriterium ein narratives Identitätskriterium vor, in dessen Zentrum die *Konstruktion* des Selbst in Form der Narration der eigenen Lebensgeschichte steht.

According to the narrative self-constitution view, the difference between persons and other individuals [...] lies in how they organize their experience, and hence their lives. At the core of this view is the assertion that individuals constitute themselves as persons by coming to think of themselves as persisting subjects who have had experience in the past and will continue to have experience in the future, taking certain experiences as theirs. [...] On this view a person's identity (in the sense at issue in the characterization question) is constituted by the content of her self-narrative, and her traits, actions, and experiences included in it are, by virtue of that inclusion, hers.²⁷

Identität im Sinne einer narrativen Selbstkonstruktion besteht nicht unabhängig davon, ob das Individuum sich dieser Selbstkonstruktion bewusst ist, sondern hängt im Gegenteil wesentlich davon ab. Die Selbstkonstruktion die eine Person charakterisiert besteht erst dadurch, dass die Person sich ihres Personseins bewusst wird und so Handlungen und Erfahrungen als ihre eigenen ausmachen kann. Schechtmans Definition ist außerdem so zu verstehen, dass die Identität einer Person vor allem im *Inhalt (content)* der Selbstnarration und nicht im bloßen *Haben* einer solchen Narration besteht. Der Inhalt dieser identitätskonstruierenden Selbstnarration bezieht sich grundlegend auch auf die dort erzählten *Handlungen (actions)* des selbstreferentiellen Subjektes und bringt somit eine körperliche Dimension ins Spiel. Das erzählende Subjekt nimmt sich in essentieller Weise auch als physischen Akteur wahr, womit die zuvor angesprochene Interdependenz zwischen Person und Körper erkennbar wird. Eine soziale Dimension kommt ins Spiel, wenn man sich vor Augen führt, dass Personen nicht im luftleeren Raum existieren, sondern immer erst durch die Interaktion mit anderen Personen zu Personen werden. Personen sind also soziale, und durch die Beurteilung der eigenen Handlungen und derjenigen anderer Personen, auch moralische Akteure. Eine Person *hat* in die-

²⁷ Ebd. S. 94.

sem Sinne eine Geschichte, die aus diachroner Perspektive dargestellte spezifische Handlungen, Erfahrungen usw. beinhaltet, aber eine Person *ist* nicht ihre Geschichte. In der Explikation eines narrativen Kriteriums, das praktische Identitätsfragen, jenseits metaphysischer Überlegungen kontrafaktischer Gedankenexperimente beantworten will, muss sich demnach die von Peter Strawson geforderte Auflösung eines Substanzdualismus im Personenbegriff manifestieren.

What I mean by the concept of a person is the concept of a type of entity such that *both* predicates ascribing states of consciousness *and* predicates ascribing corporeal characteristics, a physical situation etc. are equally applicable to a single individual of that single type.²⁸

Die Beantwortung praktischer Identitätsfragen setzt also in allen *realen* Fällen das Einhergehen personaler Identität mit menschlicher Persistenz voraus und muss sich somit nicht mit metaphysischen Vorbedingungen auseinandersetzen, da es keine ontologische Aussage treffen will. Wenn wir uns in praktischer Hinsicht fragen, warum wir *tatsächlich* diachron identisch bleiben, dann kann die Antwort nur in der Einheit der Person als psycho-physischem Akteur zu suchen und zu finden sein.

PROBLEMATISCHE IMPLIKATIONEN

Identität im praktischen Sinne steht auch immer im Zusammenhang mit *Identitätszuschreibungen* von außen, ist also von anderen Personen und auch Institutionen²⁹ abhängig, die uns als solche erkennen und benennen. Diese Identitätszuschreibung setzt wesentlich die zuvor erwähnten Fähigkeiten Denken, Sprechen und Handeln voraus und ist dadurch nicht allein in der körperlichen Ausprägung, aber eben auch nicht allein in der introspektiven Eigenwahrnehmung der Erste-Person-Perspektive des Individuums begründet. Praktische Identität ist zu einem gewissen Grad ein kontextabhängiges, gesellschaftliches Konstrukt. In der philosophischen Analyse diachroner personaler Identität wird die soziale Dimension der Identitätskonstruktion zumeist zugunsten einer ausschließlich auf Introspektion des einzelnen Individuums fokussierten Betrachtung vernachlässigt, worin ein grundlegender Mangel besteht.

Nun gibt es allerdings auch bei der Orientierung an praktischen Fragen Fälle, die kontrovers sind. Was passiert beispielweise mit Menschen im

²⁸ Strawson (1977): S. 101f.

²⁹ Eine philosophisch-anthropologische Untersuchung zur Rolle von Institutionen im Prozess personaler Identitätsbildung findet sich in Schmidhuber (2010).

reversiblen Koma, oder bei Demenzerkrankungen, in denen sukzessive die Fähigkeit zur narrativen Selbstkonstruktion verloren geht? Was geschieht, wenn die psychologische Kontinuität, die für narrative Selbstkonstruktion unerlässlich ist, zeitweise unterbrochen ist? Spricht man einem Menschen in diesem Zustand das Personsein ab, entsteht dadurch ein *Bruch* in seiner praktischen Identität?

Um der angesprochenen Forderung an ein praktisches Identitätskriterium, das sich in der Einheit der Person, die sich in der narrativen Selbstkonstruktion des psycho-physischen Akteurs offenbart, gerecht zu werden, verlangt es in solchen Fällen nach Konsequenz: einem Menschen im reversiblen Koma – und in allen anderen Zuständen, die eine (dauerhafte) Unterbrechung psychologischer Kontinuität hervorrufen – muss folgerichtig das Bestehen praktischer Identität mindestens so lange abgesprochen werden, wie keine psychologischen Merkmale vorhanden sind und somit keine narrative Selbstkonstruktion möglich ist. Demnach kann die an die Einheit der Person geknüpfte praktische Identität im tatsächlich-faktischen Sinne *Brüche* aufweisen. Setzen die psychologischen Merkmale wieder ein, ist es jedoch freilich zumindest unglücklich, erneut von Identität zu sprechen, weil nach einem Bruch keine Kontinuität und somit auch keine Identität im eigentlichen Sinne mehr möglich ist. Man kommt bei der Orientierung an praktischen Fragen also nicht umhin, Phasen zuzulassen, in denen die Identitätsrelation *aussetzt*. Das Kriterium praktischer Identität erscheint dadurch ziemlich *eng*, denn es besteht nur, wenn mit biologischer Persistenz auch die Fähigkeit zur narrativen Selbstkonstruktion einhergeht. Daraus ergeben sich jedoch weitere problematische Implikationen: Folgerichtig muss man konstatieren, dass nicht nur in den angesprochenen Problemfällen, wie reversibles Koma etc., sondern auch im Tiefschlaf die narrative Selbstkonstruktion unterbrochen ist. Daraus folgt dann jedoch die kontraintuitive Konsequenz, dass wir alle im Laufe der Zeit unseres Lebens viele verschiedene Identitäten haben. Konsequenz zu Ende gedacht dürfte uns dann am Ende auch an praktischer Identität nicht sehr viel liegen und selbst nach dem vermittelnden Versuch ein praktisches Identitätskriterium zu entwickeln bleibt die von Derek Parfit in Bezug auf metaphysische Identitätskriterien aufgeworfene Frage „*Is Personal Identity what matters?*“³⁰ auch für Überlegungen zu praktischer Identität relevant.

³⁰ Vgl. Parfit (2007).

LITERATUR

- Baker, L. (2000): *Persons and Bodies. A Constitution View*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cathcart, T. und Klein, D. (2007): *Plato and a Platypus Walk into a Bar. Understanding Philosophy through Jokes*. London: Penguin.
- Dennett, D. (2007): Bedingungen der Personalität. In: Bieri, P. (Hrsg.): *Analytische Philosophie des Geistes*. Basel: Beltz, S. 303-326.
- Locke, J. (1689): *An Essay Concerning Human Understanding*. London: Harvester.
- Meincke, A.S. (2010): Körper oder Organismus. In: *Philosophisches Jahrbuch* 117 (I), S. 87-120.
- Olson, E. (1997a): *The Human Animal. Personal Identity without Psychology*. Oxford: Oxford University Press.
- Olson, E. (1997b): Was I Ever a Fetus? In: *Philosophy and Phenomenological Society* 57 (1), S. 95-110.
- Olson, E. (2007): *What Are We? A Study in Personal Ontology*. Oxford: Oxford University Press.
- Parfit, D. (2007): Is Personal Identity what matters? In: *The Ammonius Foundation. South Plainfield*. <http://www.ammonius.org/assets/pdfs/ammoniusfinal.pdf>
- Precht, P. und Burkard, F.-P. (Hrsg.) (2008): *Metzler Lexikon Philosophie*. Stuttgart: Metzler.
- Schechtman, M. (1996): *The Constitution of Selves*. New York: Cornell University Press.
- Schlegel, A. (2007): *Die Identität der Person. Eine Auseinandersetzung mit Peter Singer*. Freiburg: Herder.
- Schmidhuber, M. (2010): *Der Prozess personaler Identitätsbildung und die Rolle von Institutionen*. Münster: Lit.
- Steinfath, H. (2001): *Orientierung am Guten. Praktisches Überlegen und die Konstitution von Personen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Strawson, P. (1977): *Individuals*. London: Routledge Chapman & Hall.
- Teichert, D. (1999): *Personen und Identitäten*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Williams, B. (1970): The Self and the Future. In: *The Philosophical Review* 79 (2), S. 161-180.